



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ungewöhnliche Breite des Stoffes „bedingt“; solche Stoffe müssen eigens angefertigt werden, und da das Amtsgeheimnis streng gewahrt worden ist, haben sich, wie Figaro versichert, die deutschen Fabriken nicht rechtzeitig darauf einrichten können. Also werden, ruft das Blatt triumphierend aus, die Deutschen diese Mode nicht mitmachen können. Das wäre entsetzlich, aber wie schlecht kennt es unsre Modedamen! Die auf voller Höhe stehenden beziehen ja ihre Anzüge überhaupt nur aus Paris, und den andern wird kein Opfer zu hoch scheinen, um nicht zurückzubleiben. So oder so; fehlt es an hinlänglich breiten Stoffen, so kann man ja anstickeln, und sollten dabei Karrikaturen herauskommen, wie zur Zeit der Krinolinenherrschaft: lieber gehen unsre Patriotinnen wie Vogelscheuchen umher, als daß sie ihrem Vaterlande nachsagen lassen, es kenne eine Narrheit noch nicht, die leichtfertige Frauenzimmer in Paris in ihrem Übermute erfunden haben. Einzelne Sonderlinge werden vielleicht sagen: Gut, thun wir den Franzosen ihren Willen, lassen wir Lyon seine breiten Stoffe und tragen wir, was die deutsche Industrie liefern kann, unbekümmert um die Gefahr, von Gigerln als „unmodern“ bespöttelt zu werden. Aber das wäre verwerflicher Chauvinismus, und alles dürfen wir uns vorwerfen lassen, nur das nicht!



Litteratur

Kritik der reinen und praktischen Unvernunft in der gemeinen Verjudung. Von Friedrich Dufmeyer. Berlin, E. Reitzel, 1892.

Unter dem Namen Antisemitismus werden zwei verschiedene Dinge verstanden, einerseits Kampf gegen die Juden überhaupt, andererseits Abwehr der zunehmenden Verjudung Deutschlands. Die Judenanhänger werden natürlich diese Unterscheidung nicht gelten lassen wollen, für sie ist die ganze Bewegung gleichbedeutend mit dem „Geschäftsantisemitismus“, dem der Verfasser dieser Schrift noch „ärgere Ausbeutung des einfältigen guten Volks“ vorwirft, als die durch das Judentum verübte. Aber sie selbst, die Verjudeten und viele Weichmütige und Schwachköpfige außerhalb jener Gemeinschaft, weisen auf die Größe der Gefahr und die Notwendigkeit des Widerstandes hin, wenn sie uns andern die Annahme jüdischer Grundsätze und Gewohnheiten als einfachste Lösung der Wirren anempfehlen. Den Antisemitismus in diesem Sinne verfißt die vorliegende Schrift, die nicht weniger lesenswert und vielleicht wirksamer sein würde, wenn sie nicht in gleichsam atemlosem Stil — immer fünf bis acht Druckseiten ohne Ruhepunkt — geschrieben und mancher unnötige Kraftausdruck getilgt wäre. Der Verfasser teilt die Ansicht, daß die vollständige Gleichberechtigung nicht aufrechterhalten werden könne: „da der Jude die Regel, die für uns gilt, nicht anerkennt, unsre Gesetze nicht respektirt, so sind für ihn Ausnahmegesetze erforderlich.“ Die Frage wird in sieben Abschnitten behandelt: Judenwitz und Judentum, Judenphilosophie und Judenmoral, die Juden wider Kaiser und Reich und das jüdische Lumpenkommando in Berlin, Kunst und Litteratur in der Verjudung, die Juden als Schänder der deutschen Sprache, das Übergewicht des weiblichen Moments in der Zeit der Verjudung, wie verfährt man sich vor der Verjudung?

Einige gute Worte hier zur Charakteristik. „Die jüdischen Ullmacher oder

Geistesverkäufer gleichen auch darin den kleinen Hunden, daß sie vom Manne immer nur die etwas bestaubten Hosenkanten und beschädigten Stiefelabsätze im Auge behalten, darnach ihn abschätzen und sich darein festbeißen.“ — „Die jüdelnden Zeitungen sind Winkeladvokaten des Pöbels, geheime Detektivs jüdischer reicher Spekulant, die das Gebäude des einen Herrn im Lande unterminiren wollen, damit es stürze, und sie daraus viele Prunkpalästchen für sich errichten können.“ — „Das Bekenntnis aller Leute in der Verjudung lautet: Wir fürchten den Juden, sonst nichts auf der Welt.“

In der Beurteilung Goethes stellt sich Dufmeyer leider auf den Standpunkt der Ultramontanen, spricht ihnen auch gläubig die Lasterungen gegen Christiane nach.

Der Reim bei den Griechen und Römern. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims von Otto Dingeldein. Leipzig, B. G. Teubner, 1892

Auch die Alten haben den Reim als Schmuck der gebundenen Rede verwendet, aber ganz anders als wir, in viel geringerem Umfange; der Verfasser geht nach unsrer Ansicht in dem Aufspüren von Reimen in der antiken Dichtung zu weit.

Abgesehen davon, daß — mit diesem Maße gemessen — auch die ganze antike Prosa von Reimen wimmelte, obwohl wir wissen, daß besonders die lateinischen Prosaisker derartige Gleichklänge gemieden haben, so wird es niemand einfallen, gerade bei Aufzählungen von Namen, wie es der Verfasser mit Vorliebe thut, die Absicht zu reimen z. B. dem Homer oder Hesiod unterzuschieben. Die Sprache bringt hier die Aufeinanderfolge gleicher oder ähnlicher Endungen mit sich, nicht das Reimbedürfnis des Dichters.

In der ersten Szene des Tell stehen die Verse:

Frisk, Fährmann — schaff den Biedermann hinüber.
Der Föhn ist los, ihr seht, wie hoch der See geht.

Unsre Leser würden sich wahrscheinlich höchlichst verwundern, wenn wir ihnen verraten wollten, daß Schiller hier gereimt habe: Herr Dingeldein wird konsequenterweise nichts dagegen haben.

Ganz verfehlt erscheint uns der Vergleich mit Otfried, der im neunten Jahrhundert sein christliches Epos in Endreimen dichtete, zu einer Zeit, wo der Helden- gesang des Volkes in Stabreimen gefügt wurde. Daß Otfried, ein ungeschickter Anfänger, Worte wie *nidare* und *himile* mit einander reimt, kann nicht zum Beweise dafür dienen, daß auch im Lateinischen oder Griechischen zwei gleiche Endsilben einen befriedigenden Reim, überhaupt einen Reim ergeben hätten: bei Otfried liegt das Prinzip vor, gleichviel ob gut oder schlecht ausgeführt, bei den Alten ist das Gefühl für den Reim nie über kindliche Anfänge hinaus entwickelt worden, ein Kunstprinzip in unserm Sinne fehlt. Und vielleicht ist nicht schwer zu sagen, warum. Der Verfasser traut es den feinsüßlichen, kunstverwöhnten Ohren des Griechen nicht zu, daß er Gleichklänge im Versinnern und an den Enden zweier Nachbarverse überhört hätte. Umgekehrt: das künstlerische Gefühl war zu stark entwickelt, als daß es in dem auch in Prosa ganz gewöhnlichen Gleichklang wenigbedeutender, wenn auch betonter Nebensilben ein wertvolles Mittel hätte sehen können, die gebundene Rede kunstvoll zu zieren.

Das Gefühl für den Reim haben die Griechen und die Römer natürlich so gut wie alle andern Kulturvölker gehabt. In der Lyrik, besonders der volkstümlichen, aber auch im Drama kommt es in bewußten Reimen zum Ausdruck. Das wird auch der zugestehn, der nicht alle die von Dingeldein beobachteten zufälligen Gleichklänge als Reime ansehen mag. Ja wenn sie noch, wie wir Neuern

es von Shakespeare und Schiller gewöhnt sind, an nachdrucksvollen Enden von Versreihen fründen; aber sie fallen zum größten Teil mitten in die Rede an eine Stelle, die gar keine Hervorhebung verträgt. Der Verfasser hat zu viel gefunden, weil er hat finden wollen.

Geschichte und Poesie des Freiburger Berg- und Hüttenwesens. Von Dr. phil. Eduard Heydenreich, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Schneeberg. Freiberg in Sachsen, Craz u. Verlach (Joh. Stettner), 1892

Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner der ältern Freiburger Geschichte. Das hat er, abgesehen von mehreren Aufsätzen, bei Gelegenheit der Wettinfeier in der hauptsächlich von ihm verfaßten Festschrift der Stadt Freiberg gezeigt, einer der wenigen „Festschriften“ jener Tage, die durch Inhalt und Form darauf Anspruch erheben durften, nicht mit dem Verklingen des Festjubels wieder zu verschwinden. Er hat darin in großen Umrissen die Geschichte des sächsischen Bergbaues mit besondrer Beziehung auf das Haus Wettin und die Stadt Freiberg dargestellt und dann näher die Beziehungen dieses Hauses zur Stadt Freiberg während des Mittelalters in persönlicher, rechtlicher und politischer Hinsicht behandelt. Die vorliegende zusammenfassende Geschichte des Freiburger Berg- und Hüttenwesens enthält nun natürlich vieles von dem damals gesagten wieder, zum Teil berichtet, dazu bringt sie aber eine Menge neues. So ist vor allem jetzt auch die bergtechnische Seite der Entwicklung ziemlich genau und klar geschildert, gleich zu Anfang die Frage nach der Herkunft der Freiburger Bergkolonie ausführlich besprochen und als Anhang des historischen Teils das berühmteste der lateinischen Loblieder auf Freiberg aus der Humanistenzeit im Auszuge übersetzt mitgeteilt worden, ein warmer poetischer Erguß Johann Vocers auf die Stadt, den Bergbau und die Bergleute. Die Rechtsverhältnisse zwischen der Stadtgemeinde und der Gemeinschaft der Häuer und ihren Leitern und die rechtlichen Beziehungen beider zum Landesherrn hätten sich vielleicht nach den von Ermisch herausgegebenen Urkunden noch klarer abgrenzen lassen, ohne daß das Buch durch die strenge Untersuchung an Allgemeinverständlichkeit hätte zu verlieren brauchen.

Den Übergang zur Poesie der Freiburger Bergleute bilden die Sagen, die in den Köpfen tief unten in der Erde in der gefährvollen Einsamkeit natürlich in Menge spuken, sich aber auch ganz gut mit den gläubigen christlichen Gemütern zu vertragen scheinen, die in frommen geistlichen Liedern zu uns sprechen. Heydenreich giebt dem Leser eine charakteristische Auswahl aus diesen „Bergreihen“, den Volksliedern des Bergmanns, die ihren besondern Namen haben wie die „Kenterlieblein“ des Landsknechts; auch sie sind an dem schönen, gewaltigen Baume der deutschen Volksdichtung ein Zweig, der einmal auf seine Eigentümlichkeiten näher angesehen zu werden verdiente.

Vorlesungen über Lessings Nathan, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin W, F. Fontane & Co., 1892

An diesen begeisterten Vorlesungen wird jeder seine herzlichste Freude haben. Sie beginnen mit einer wahren und warmen Verteidigung des Gedichtes gegen Schillers Tadel wegen des untragischen Stoffes in tragischer Form und gegen Büchners Worte von dem schweren Konflikt, den Lessing zwischen dem Fanatismus des Christentums und der reinen Humanität angelegt und dann vergessen habe, und von dem „schlechten“ Schluß des Stückes im Sinne eines bürgerlichen Familienstücks. Wer sich so wie Werder in das Drama eingelebt hat, muß zu der Überzeugung kommen, daß es nicht mit dem herkömmlichen „tragischen“ Maße, das

Schiller anlegt, gemessen werden, daß es als eine Gattung für sich betrachtet werden dürfe. Und der von Vischer behauptete und von andern ihm nachgesprochne Konflikt ist in der That gar nicht vorhanden; zum Glück ist Vischers Ansicht nicht so verbreitet, wie der Verfasser zu glauben scheint, weil man nicht offen gegen sie aufgetreten ist.

Mit welcher Feinheit und Sicherheit Werder die beiden schwerer verständlichen Gestalten des Dramas, den Tempelherrn und Recha, charakterisirt, mit welcher Bewunderung und Überzeugung er die Technik und den sittlichen Gehalt des Nathan rühmt, das sieht man nicht bloß, man hört es beim Lesen dieses Buches, und um so unmittelbarer wirkt es.

Episteln von J. B. v. Scheffel. Stuttgart, Bonz & Comp., 1892

Wer einmal den Schauplatz froher Jugenderinnerungen wieder aufgesucht und die Bäume noch eben so grün und den Bach noch eben so klar und munter wie einst angetroffen, wenn er auch dabei gefunden hat, daß manches andre in Wahrheit kleinlicher aussehe als in der Erinnerung, der kann sich eine ungefähre Vorstellung von dem Eindruck machen, den wir von diesen Episteln erhalten haben. Vor vierzig Jahren kam uns eine Abschrift von Briefen eines jungen Mannes in die Hände, der nur in engem Kreise als Verfasser launiger Gedichte in den fliegenden Blättern bekannt war und damals als Rechtspraktikant in Säckingen saß. Einige Jahre später erregte er die Aufmerksamkeit intimerer Freunde der Poesie, und als dann eine Sammlung seiner Trinklieder und komischen Balladen erschienen war, wurde er rasch berühmt, während wir uns oft jener Briefe erinnerten, die wegen mancher Privatbeziehungen nicht für die Öffentlichkeit geeignet schienen. Nun liegen sie hier gedruckt vor, das erste Drittel eines Bändchens füllend, das mit dem Bildnis des Dichters aus einer Zeit geschmückt ist, als er noch nicht so behäbig war, sondern mit muntern Augen in die Welt schaute, in der Tracht eines Wanderburschen — wie an dem etwas übereilten Denkmal in Heidelberg. Und wir erfreuen uns jener humorvollen Säckinger Briefe heute noch mehr als beim ersten Lesen, wo wir noch nicht ahnen konnten, daß dem jungen Schreiberknecht zwischen Polizeiakten und Studien über landesübliche Getränke der Stoff zu dem — leider zur Oper verhinnten — Trompeter und zum Ekkehard zuwachsen würde. Jetzt mutet uns manche Stelle wie eine kommentierende Anmerkung zu den Dichtungen an, und die übermäßige Verherrlichung des Trinkens ohne Durst lassen wir bei einem kaum der Universität entronnenen gern gelten. Weniger befriedigend im ganzen sind die weiteren Berichte, die Scheffel, zum Hofsekretär in Bruchsal vorgedrückt, später der Juristerei (und, wie er meint, auch der Poesie) abtrünnig und mit dem „Malerspieß“ bewaffnet, über italienische Wanderungen an den „Engeren“ in Heidelberg gesandt hat. Er befeißigt sich darin eines Chronikenstils, aus dem er doch immer wieder herausfällt, und der, auch abgesehen hiervon, dem Vortrage etwas gesuchtes und gezwungenes giebt. Schade drum. Sind seine Ergebnisse auf der Fahrt nach Rom, dort und im Albanergebirge u. s. w. nur selten außergewöhnlicher Art, und spielt auch da die „Trinkung“ eine etwas zu große Rolle, so giebt ihnen doch die Zeit (während der Besetzung durch die Franzosen und vor den Eisenbahnen) ihre besondere Färbung, und die Briefe würden einen eben so frischen und natürlichen Eindruck wie die Säckinger machen, wenn sie in demselben natürlichen Stil geschrieben wären.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Bußmann in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig